

[Nachdruck verboten.]
Des Schlossherrn Vermächtniß.

Roman von Mary Cecil Day (Markham Howard).

17] Autorisirte Uebersetzung von Eduard von Loewen.

„Heißt das Pferd so?“ fragte das junge Mädchen, dem schönen tänzelnden Thiere nachsehend.

„Das Füllen ward mir unter dem Namen Voltaire verkauft, woraus Liath Kulter gebildet hat. Dieser Name thut es indes ebenso gut. Ich weiß, Sie reiten auch, Fräulein Egerton.“

„Zuweilen, ich wollte, ich könnte es öfter thun, aber Papa und Kenneth ziehen einen Spaziergang vor; so finde ich selten Begleitung.“

„Ich hörte doch Herrn Baring Sie bitten, Sie mitunter begleiten zu dürfen.“

„Gewiß, das darf ich nicht vergessen; er meinte, daß meine Heroine — so heißt nämlich meine Rothschimmelstute — nicht sicher genug für mich sei, und nannte sie eine kleine Querelemacherin.“

„Er wollte Ihnen damit,“ entgegnete Scot kaltblütig, „wohl ein Thier anempfehlen, welches besser auf der Heerstraße des Lebens auf wohlgebahnten Wegen bleibt und die Hecken und Gräben an beiden Seiten respektirt.“

„Ein jedes Pferd fann mich langsam und bedächtigt die Heerstraße entlang führen,“ bemerkte das junge Mädchen, worauf ihr Begleiter allem Anschein nach ebenso einfach entgegnete:

„Das ist jedenfalls der gleichmäßigste Weg.“

„Reiten seine beiden Schwestern ebenso eifrig,“ fügte Scot nach einer Pause hinzu, so werden Sie Einladungen genug erhalten. Fräulein Chamberlain übt dagegen diesen Sport gar nicht.“

„Thäte sie das auch!“ rief Doris, hielt jedoch plötzlich inne, da der junge Mann sich umwandte und ihrem stolzen, ungebildigen Blicke begegnete.

„Margarethe Chamberlain ist meine Freundin,“ sagte er.

„Sie — sie hüllt sich in ein so geheimnißvolles Dunkel; Sie müssen das auch zugeben.“

„Wenn es der Fall, so ist es das Geheimniß guter Thaten und Gedanken.“

„Ich wünschte sehr,“ entgegnete Doris, während sie bedächtigt einen Bilz mit dem Fuße umwandte, „daß ich nicht immer auf jene Dame angerebet würde; mein Blut kocht in mir, wenn ich von ihr sprechen höre.“

„Wenn Sie nur bedächten —“

Sie unterbrach Scot hastig: „Eben, wenn ich das thue, habe ich sie am meisten. Bitte, verlangen Sie nicht, daß ich darüber nachdenke. — Herr von Monkton, wie unangenehm für Sie, so viele Kühe und Schafe in einer Woche zu verlieren.“

Als das junge Mädchen mit dieser plötzlichen Wendung das entzündete Schweigen brach, hatten sie den Pfad neben dem Flusse wieder erreicht, und Beide sahen nach einer Gestalt hinüber, welche an der anderen Seite desselben ging.

„Monsieur Sourdet scheint sich den Sonnenuntergang vom Park aus betrachtet zu haben,“ versetzte der junge Baron und setzte dann seiner Begleiterin auseinander, wieviel Vieh er eingebüßt.

Nachdem sie ihm theilnahmslos zugehört, entgegnete sie auf seine ernste Bemerkung: „Monsieur Sourdet? Heißt so der Fremde, welcher jetzt bei Wakeleys wohnt?“

„Ja, sie haben also auch bereits von seiner Existenz gehört, Fräulein Egerton?“

Wie genau erinnerte sich Doris noch des Abscheus, den Anna Wakeley vor dem Manne an den Tag gelegt, für welchen sie — wie ihr Mann befohlen — an dem Begräbnistage von Monktons Vater Logis bereiten sollte. Auf diesen traurigen Tag konnte sie Scots Gedanken aber doch nicht zurücklenken, deshalb wechselte sie wieder taktvoll das Gesprächsthema und plauderte von ihrer Reise im Auslande, bis sie das Posthor des Birkenhofes wieder erreicht hatten.

„Ich denke, Fräulein Egerton,“ bemerkte Tante Michal mit ihrem kläglichen Tone — die jungen Leute waren zu ihr und dem Oberst in den Garten getreten — „Sie haben es schon herzlich satt, immer auf diese Rübenselder zu sehen.“

„Mir geht es in dieser Hinsicht,“ entgegnete die Angeredete vergnügt, „wie einem gewissen großen Dichter — ich liebe die Rüben.“

„Sie müssen dieses Tuch von mir annehmen, sonst werden Sie sich auf dem Heimwege auf den Tod erkälten.“

Scot und ihr Vater mußten unwillkürlich laut aufschauen, als Dorris in bejagtes Tuch eingehüllt war, so daß nur ihr Gesicht frei blieb, und sie auch, um von der Brücke aus nochmals grüßen zu können, stehen bleiben und sich ganz umwenden mußte.

„Nun, Doris?“

„Es war ein reizender Nachmittag,“ erwiderte sie verständnißvoll, „aber sage, bitte, Fräulein von Windisch, Papa, daß, da sie eine so alte Bekannte von Dir ist, sie mich doch künftig Doris nennt; das wäre mir lieber.“

„Ich werde das gelegentlich besorgen, Du magst sie also leiden?“

„Mir gefiel Alles dort so sehr.“

Ja, wandte dahin im Dämmerlichte dieses köstlichen Abends, Doris, und blicke zurück zu den grünenden Blägen, wo Du mit dem jungen Besitzer der alten Farm im goldenen Abendlichte gewieilt — die Birken werden bald ihr sommerliches Gewand, die Wiesen ihr saftiges Grün verlieren, und nie wieder werdet Ihr Beide so zusammen sein, frei von Schmerz und Zwang, frei von jenem Euren Herzen unbekanntem Schatten, welcher an diesem Abend noch in weiter Ferne schwebte!

15. Kapitel.

„Tante Michal, wir müssen ein Diner geben!“

Wären die Birken von der Höhe plötzlich mit lautem Krach auf das Haus herniedergestürzt, würde Fräulein von Windisch nicht erschrockener haben aussetzen können.

„Scot, was — was — was meinst Du?“
 „Daß wir ein Mittagessen geben wollen,“ erwiderte Scot unbeirrt, der eben von seinem letzten Rundgange durch die Felder heimgekehrt war und seine Tante aus ihrem Grübeln über dem Haushaltungsbuche aufgeschreckt hatte.

„Du hast sicher nie erfahren, was ein solches Diner kostet,“ höhnte sie.

„Es braucht doch kein Mahl wie in Kingswood zu sein.“ Seine Tante beantwortete auch diese tröstliche Verheißung nur mit einem tiefen Seufzer, indem sie unruhig mit ihrem Stuhle vor dem Kamin hin und her schaukelte.

„D, ich hätte das erwarten können,“ jammerte sie endlich, „mußte es erwarten, seit Du jenes Schneeglöckchen am ersten Tage unseres Hierseins mit heimbrachtest. Wenn der Herr oder die Herrin die ersten Blumen ins Haus bringt, bedeutet es immer ein Unglück.“

„Und die Gesellschaft hältst Du für dieses Unglück? Nun, ich denke, Tante, so hat uns die Vorsehung nicht sehr hart gestraft wegen dieses Schneeglöckchens. Laß uns nun darüber sprechen.“

Tante Michael mußte nachgeben. Das Diner wurde besprochen, die Einladungsliste aufgesetzt. Egertons, Chamberlains und Barings wurden geladen, außerdem Oberst Graham und zwei andere Offiziere, Grasford, da er ein großer Verehrer von Violet Baring war, und Major Portier; außerdem der Vikar nebst seiner Gattin.

Der große Tag kam und mit ihm die Geladenen. Hauptmann Grasford führte Violet Baring und Steven Chamberlain Doris Egerton zu Tisch. Verschiedene Male während des Speisens blickte Tante Michal erstaunt nach diesem Paare hinüber, als fände sie etwas ganz Ungewöhnliches darin, daß Steven sich unterhielt, obgleich zu Zeiten doch wieder der Ernst und seine bekannte Schweigsamkeit die Oberhand gewann, er auch wohl plötzlich in einem Nedejase abbrach, ehe derselbe halb vollendet war. Indeß — was die Hauptsache war — das Mal verlief zu ihrem größten Erstaunen ohne den geringsten faux pas, und die gute kleine Dame mußte sich selbst gestehen, daß auch ohne die kostbarsten Lecterbissen von Kingswood das Essen schmackhaft und die Tafelrunde animirt war.

Dann folgte der Aufbruch der Damen von der Tafel, nach einigen Minuten folgten ihnen die Herren in das Empfangszimmer, und die obligaten musikalischen Genüsse konnten ihren Anfang nehmen.

Die Abendgesellschaft neigte sich zu Ende, Frau Vikar Garries flüsterte schon ihrem Gatten zu, daß es wohl Zeit sei, den Wagen zu bestellen, als Rose Baring in ungewohnter Vertraulichkeit ihren Arm in den von Doris schob und sie ihres Bruders und Major Porters Komplimenten entführte.

„Es ist unangenehm, hier nur ein Zimmer zur Verfügung zu haben, aber der Vorsaal ist erleuchtet, sehen Sie, wie behaglich es dort ist.“

„Ich fand es in dem Gesellschaftszimmer nicht unbehaglich,“ erwiderte Fräulein Egerton zerstreut.

„Ja, allerdings,“ bestätigte Rose, „ich möchte mich aber gern etwas ergehen und abkühlen, Sie nicht auch? Bemerkten Sie nicht, wie Fräulein Chamberlain das Zimmer verließ?“

„Nein, that sie das?“ fragte die Andere ohne Interesse.

„Nicht wahr, höchst auffällig! Lassen Sie uns eine Minute hier stehen bleiben, aber schlagen Sie nicht den Vorhang zurück; es ist eine Glasthür, welche nach dem Garten führt — wie gesagt, sie verließ vor etwa fünf Minuten das Zimmer, um wahrscheinlich Herrn von Monktons Aufmerksamkeit zu erregen. Ich ging gleich hinter ihr her und hörte draußen Stimmen, — Violet und Hauptmann Grasford waren auch hier — und als ich die Portiere zurückschlug, sah ich sie eben noch mit dem Baron tiefer in den Garten

gehen. Sie stehen jetzt noch unten neben der Pforte; ich war oben und habe es aus dem Treppfenster gesehen. Kommen Sie!“

„Nein, ich mag nicht,“ sagte Doris stolz, „ich liebe die Dunkelheit nicht.“

„Ach was,“ rief Rose, die zu aufgeregert war, um ihrer Begleiterin Scham, durch ihr Betragen gegen Margarethe solche Dreifügigkeit ermutigt zu haben, zu verstehen. „Sie müssen es sehen, denn Jeder sollte sich ein Beispiel an der Treulosigkeit seiner Freundinnen nehmen!“

„Lassen Sie uns hineingehen; mich fröstelt wirklich,“ war Alles, was Doris erwiderte.

„D, nur einen Augenblick,“ bat Rose, „Sie müssen sich überzeugen, wie falsch gewisse Damen sein können.“

„Ich will Ihnen glauben,“ entgegnete das junge Mädchen und schlug damit ihre Zumuthung entschieden ab.

Obwohl nach der Rückkehr in das Gesellschaftszimmer nur kurze Zeit verging, bis ihr Vater sich erhob und sie aufforderte, sich zur Heimfahrt fertig zu machen, dünkte dieselbe doch Doris Egerton eine halbe Ewigkeit. Scot betrat den Salon erst wieder, als sie sich bereits von Fräulein von Windisch verabschiedete.

„Sie wollen so rasch schon aufbrechen? Ich hatte gehofft, Sie noch einmal singen zu hören,“ sagte er, ihr den Mantel haltend.

Doris blickte zu ihm auf; glaubte er etwa, daß sie nicht bemerkte, wie seine Gedanken ganz wo anders waren.

„Das ist die verkehrte Seite, Herr von Monkton!“

Eben jedoch, als er sich nach Kräften bemühte, sein Versehen wieder gut zu machen, öffnete sich die Thür, und Kenneth Bradford erschien auf der Schwelle, und in ihrem ganzen Leben hatte Doris ihn noch nicht mit solcher Freude empfangen.

„Ich möchte unter diesen Umständen vorziehen, mit meiner Zigarre zu Fuß zu gehen,“ bemerkte der Oberst, seinen Valetot zuknöpfend, „ich werde eben so früh zu Hause sein, wie Ihr jungen Leute.“

So fuhren die beiden Verlobten allein ab.

„Wie schade, daß ich nicht eher kam,“ sagte Kenneth, nachdem Doris ihm von der Gesellschaft erzählt, „Monkton bedauerte es auch so, wie er mir sagte; welch ein lebenswürdiger Wirth, selbst in diesen einfachen Räumen!“

„Mir gefiel besonders Herr Chamberlain,“ bemerkte sie plötzlich.

„Der war ja gar nicht dort, ich habe mich besonders nach ihn umgesehen.“

„Doch, gewiß,“ versetzte Doris bestimmt, „er konnte noch nicht fort sein, als Du kamst.“

„Geliebte, wie reizend Du aussiehst!“

„So?“ lautete die zerstreute Antwort; denn sie mußte unwillkürlich darüber nachdenken, ob Steven sich vielleicht entfernt hatte, seine Schwester aufzusuchen.

„Was noch besonders bei Monkton —“

„Sind Dir nicht die Kostüme der Damen Baring aufgefallen, Kenneth?“

Dieser merkte gar nicht, wie ungerne sie sich in ein Gespräch über Scot einlassen wollte, da seine Gedanken wie immer bei viel Wichtigem weilten, und so erzählte er ihr — die letztere Frage völlig außer Acht lassend — bald von seinen bevorstehenden großartigen Ausflügen.

Nur ein einziges Fenster des Birkenhofs zeigte noch Licht, als Doris in dieser Nacht vor dem Schlafengehen, um eine traurige Erfahrung in ihrem Herzen reicher, einen langen Blick nach demselben hinüberandte.

(Fortsetzung folgt.)

Wie sah Friedrich der Große aus?

Diese Frage ist neuerdings wieder mehrfach aufgeworfen worden, seitdem die Reichshauptstadt außer dem „alten Fritz“ in Bronze auch den jungen König in Marmor verewigt sieht. Ein Mitarbeiter der „T. R.“ theilt einiges Wissenswerthe mit. Es entammt der zweiten Ausgabe des Wertes „Charakter Friedrich des Zweiten, Königs von Preußen“, die im Jahre 1789 erschien, nachdem die 1788 erschienene erste Auflage vollständig vergriffen war.

Der Verfasser, der sehr häufig mit dem König in Berührung kam, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, das Wesen des Königs zu studiren und hat u. A. 21 Jahre hindurch „alles Eigenhändige“ des Königs und alles von ihm Unterschriebene, was ihm in die Hände kam, abgeschrieben und gesammelt. Es ist der „D. A. F. Büsching, Königl. preuß. Oberkonsistorialrath und Direktor des vereinigten Berlinischen und Köllnischen Gymnasiums und der davon abhängenden Schulen.“

In diesem Werke heißt es: „Der König selbst behauptete, fünf Fuß fünf bis sechs Zoll groß zu sein. Andere gaben ihm aber nur fünf Fuß vier bis fünf Zoll. Bei dieser mittleren Größe war er wohl gebaut und hatte eine breite, erhabene Brust. Sein Kopf hing ein wenig nach rechts, was er sich vermuthlich durch das Flötenspiel angewöhnt hatte. Sein Gesicht war weder mager noch voll, seine Züge stark und ernst, die Nase lang, aber gut gebildet. Die weber zu großen noch zu kleinen Augen waren lebhaft, zuweilen feurig. Sie kündigten seine Gemüthsbewegungen stark an und drückten besonders heftigen Jörn auf eine erschreckende Weise aus. Für gewöhnlich hatte sein Gesicht nichts Angenehmes. Sein Gang war etwas nachlässig, ausgenommen, wenn er galoppirte. Die Gesichtsfarbe war braunroth, und kündigte einen Mann an, der sich nie der Bitterung entzog, einen Soldaten. Die Stimme war deutlich, stark, durchbringend. Seine Augen sahen in der Nähe gut, in die Ferne nicht ohne Hilfe eines Augenglases.“

In seiner Jugend fühlte er sich nicht stark und glaubte, nicht alt zu werden. Später — von seinem achtundzwanzigsten Jahre an — bekam er fast alljährlich Gicht und Podagra. Um von letzterem befreit zu werden, war er einige Tage enthaltlich im Essen und Trinken, wartete den Schweiß ab und gebrauchte gelind abführende Mittel.

Bei Beginn des ersten schlesischen Krieges bekam er das viertägige Fieber, was ihm zu dieser Zeit doppelt unangenehm war. Er verordnete sich nun selbst Chinapulver, was die Aerzte damals noch nicht recht zu verschreiben wagten, und wurde gesund. Wenn das Fieber nur einen Tag währte, rührte es nur von schlechter Verdauung her. Denn der König aß und trank viel und liebte besonders Speisen, die er im späteren Alter nicht mehr verdauen konnte. Enthielt der ihm für den nächsten Mittag eingereichte Küchenzettel Speisen, die er sehr gern aß, so konnte er die Mittagsstunde nicht erwarten und setzte die Zeit des Essens dann eine Viertelstunde früher fest. Die Speisen mußten nach französischer und italienischer Art stark gewürzt sein. Käse- und Mehlspeisen, vor Allem die sette italienische Polenta, Pasteten, Kuchen, Schinken, Grün- und Sauerkraut aß er besonders gern.

Der Nachtsch bestand nur in Obst, der gewöhnliche Wein war Bergnac mit Wasser vermischt, zuweilen Champagner oder Ungarwein, niemals Rheinwein, diesen verabscheute er, in dem Glauben, daß er Gicht und Podagra verurrsache. In den letzten Lebensjahren aß er bei Tage oft kleine Schokoladentafelchen. Morgens trank er einige Gläser Wasser, in späteren Jahren mit etwas Fenchelwasser vermischt, dann zwei oder drei Tassen Kaffe, bald mit, bald ohne Milch. Als Mittel gegen Schlaganfälle ließ er einen Theelöffel weißen Senf in den Kaffe thun. Zu seinem Wohlfinden gehörte auch der Schnupftabak, von welchem er stets einige Tausend Pfund vorräthig hatte. Beständig trug er zwei gefüllte kostbare Dosen in der Tasche, fünf oder sechs standen auf den Tischen umher und über hundert lagen zur Auswechslung in den Kisten.

Niemals — Karl XII. vielleicht ausgenommen — mag wohl ein König so schlecht mit Kleidern versehen gewesen sein wie er. Für gewöhnlich trug er die einfache Uniform seines Garde-Regiments zu Fuß und nur bei großen Feillichkeiten die reiche Uniform derselben. Er wollte schlechterdings nicht durch die Kleidung groß sein. Er wurde auch gefürchtet und verehrt, wenn er in einem abgetragenen gestickten Kleide ging, wenn auch ein scharf beobachtendes Auge in seinen Beinkleidern ein

Loch entdeckte, wenn auch sein Hemd und Schnupstuch zerrissen, sein Gut ganz kahl war.

Die Stelle der Nachtmütze vertrat mehrere Jahre lang vor seinem Tode das Kopfstücken, von dem ein Zipfel die Stirn bedeckte und zwei Zipfel unter dem Kinn zusammengebunden wurden; die Stiefel ließ er sich erst ausziehen, wenn er schon auf dem Bette saß, um sich niederzulegen und unmittelbar aus dem Bette trat er wieder in die Stiefel, sodas er keine Pantoffeln brauchte. Ein Verzeichniß der bei seinem Tode vorgefundenen Kleidung und Wäsche — für welche ein Jude 400 Thaler gegeben hat, die unter seinen Kammerbedienten vertheilt wurden — führt außer verschiedenem Bettzeug an Kleidungsstücken an: 3 Pelze, 2 Mäntel, 5 Röcke, 8 Westen, 2 Calaquins, 1 Paar Beinkleider, 1 alte Schärpe, 1 Muß, 6 Paar Stiefel, 15 Paar Strümpfe, 4 alte Servietten, 1 Duzend Schnupstücher, 16 alte Hemden.

Weil unter den Hemden kein gutes, sondern alle zerrissen waren, so konnte keines von ihnen seinem Leichnam angezogen werden. Da keine Zeit war, ein neues machen zu lassen, so gab der Geheime Kriegsrrath Schöning eines von den seinen, noch nicht getragenen Hemden her, mit dem ihn seine Braut beschenkt hatte und in diesem ist der Leichnam begeben worden. Ich habe diesen mir glaubwürdig erzählten Umstand für wahr befunden, als ich ihn scharf untersuchte.“

So weit D. Büsching über die äußere Erscheinung des großen Königs, der übrigens wie der Titel des Buches und die gelegentlichen Benennungen des Königs im Text beweisen, damals, 1789, noch keineswegs, wie vielfach geglaubt wird, allgemein „der Große“ genannt wurde. Diese Bezeichnung hat sich sicherlich erst ebenjo allmählich Geltung verschafft, wie es jetzt bei Kaiser Wilhelm der Fall ist.

Allerlei.

In seiner Studie „Die Südafrikanische Republik“ erzählt F. Abraham einige Episoden aus dem Staatsleben der beiden Burenrepubliken, die für den Burencharakter überaus bezeichnend sind. Wir entnehmen dem genannten Buch folgende Einzelheiten: Während der Regierungszeit des 1855 gewählten ersten Präsidenten der Südafrikanischen Republik Martinus Wessels Pretorius, desselben, der das nach seinem Vater benannte Dorf Pretoria zum Regierungssitz erhob, suchte man in Transvaal und im Orange-Freistaat eine staatliche Vereinigung beider Republiken anzubahnen. Allein die harten Burenköpfe konnten nicht nur zu keiner Verständigung kommen, sie geriethen sogar in erbitterte politische Zwistigkeiten, die sich schließlich zu offenen Feindseligkeiten gestalteten. Weiderseits wurde ein Heer ausgerüstet, aber beide Regierungen gaben in stammerwandler Sympathie ihren Führern die Weisung auf den Weg, unter keinen Umständen den ersten Schuß abzufeuern. Am Abend des 1. März die beiden Heere aufeinander, jedes den ersten Schuß des Gegners erwartend. Lautlose Stille herrschte, bis plötzlich von hüben und drüben mit den furchtbarsten Schimpfwörtern bombardirt wurde. Aber kein Schuß fiel. Inzwischen hatten sich die Parteien auf Armeslänge genähert, schüttelten sich die Hände und jogen Arm in Arm, lachend und singend, nach dem Baalstuf, wo sie sich zu einem friedfertigen Mahle vereinigten, während ihre Führer auf einer Insel mitten im Fluß den Frieden schlossen. Zwar waren die Verhandlungen betreffs Vereinigung der beiden Staaten erfolglos, trotz alledem blieb vorläufig die herzliche Freundschaft der stammverwandten Republiken ungetrübt. Erst 1860 kam es von Neuem zu Mißbeligkeiten, die fast an das Komische streifen. Im Januar jenes Jahres trat der damalige Präsident Transvaals, Pretorius, einen sechsmonatigen Urlaub an und theilte im April seinem Stellvertreter Groër brieflich mit, daß er die Präsidentschaft des Orange-Freistaates übernommen und diesem den Eid geleistet habe. Dieser unerhörte Schritt des bisherigen Staatsoberhauptes verletzete die Südafrikanische Republik in eine derartige Erbitterung, daß sie gegen die nachbarliche Schwärmerrepublik zu Felde zog. Die Feindseligkeiten dauerten fast zwei Jahre, eine Schlacht, an welcher der jetzige Präsident Paul Krüger hervorragenden Antheil nahm, forderte acht Tode und viele Verwundete. Pretorius legte sein Amt im Orange-Freistaat nieder, nahm die Wiederwahl in Transvaal an und wurde im Mai 1864 zum zweiten Mal vereidigt. Glauben wir nicht typische deutsche Dickköpfe vor uns zu sehen, die im Grunde die besten Freunde, jederzeit bereit, Einer für den Andern einzutreten, bei der geringfügigsten Gelegenheit in Händel gerathen?

Wie die Dahomeer Steuern zahlten. Englische Blätter erzählen folgende lustige Geschichte: König Toffa, der erlauchter Herrscher von Dahome, wurde jüngst, gleich allen anderen Chefs von Porto-Novo und Umgegend, benachrichtigt, daß die französische Regierung in Zukunft von der eingebotenen Bevölkerung eine Kopfsteuer von je 50 Centimes erheben werde. Zehn Sous Steuer pro Jahr! Ein glückliches Land, mag mancher vielleicht denken, wo man eine so geringe Steuerlast zu tragen hat! Aber man darf nicht vergessen, daß Alles Relativ ist. Für ein Volk, das Jahrhunderte

lang keinen Steuerheber gefannt hat, ist es hart, plötzlich ein Opfer von 40 Pfennigen bringen zu müssen. Um so mehr als in Porto-Novo 40 Pfennige viel schöne und gute Sachen bedeuten, vor allem viel Tabak und viel Schnaps. Aus diesen und noch einigen anderen Gründen schnitten die Dahomeer ein sehr böies Gesicht, als sie von der kostspieligen Neuerung hörten, die die französische Regierung einführen wollte. Ohne zu zögern, traten die Häuptlinge zu einem feierlichen „Balabre“ zusammen und votirten eine Resolution, in welcher sie in ihrem Namen und in dem ihrer Untertanen ganz einfach erklärten, daß die Regierung sich die Steuern denken könne. König Toffa wurde beauftragt, diesen Beschluß dem Gouverneur mitzutheilen. Aber was mag wohl bei seiner Unterredung mit dem weißen Manne vorgegangen sein? Man wird es vielleicht nie erfahren. So viel steht fest, daß der Monarch seine Ansicht vollständig geändert hatte, als er die Residenz verließ. Er versammelte schließlich die Häuptlinge noch einmal und hielt eine gewaltige Rede zum Preise der neuen Steuer, indem er mit Freudenthränen in den Augen erklärte, daß man von dem Ertrage der neuen Steuer eine Eisenbahn bauen werde, dank welcher man in „einigen Tagen“ von Porto-Novo nach Paris werde reisen können. Bei diesen Worten erhob sich ein Sturm des Beifalls und der Begeisterung in der Versammlung. Warum hatte man das nicht früher gesagt? Porto-Novo liegt zwar nicht vor den Thoren von Montmartre, aber die Dahomeer hatten trotzdem schon viel von der Lichtstadt sprechen hören. Die Söhne des Königs Toffa waren in Paris gewesen und hatten im Moulin-Rouge mit heißem Bemühen die Zivilisation der weißen Rasse studirt. Und als sie dann wieder nach Hause kamen, erzählten die jungen Prinzen ihren Landsleuten von den Wundern des Seinebafels, und in allen wurde der Wunsch rege, die schimmernden Herrlichkeiten aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Und da kommt ihnen die gute Regierung so freundlich entgegen und baut die Eisenbahn von Porto-Novo nach Paris! „Paris ist 50 Centimes werth!“ riefen die Häuptlinge wie ein Mann, und die Steuer wurde ohne Murren bezahlt. Die Hoykottirung der Ausstellung durch die Engländer, Italiener u. s. w. wird also vollständig paralytirt werden: die Dahomeer werden in Schaaren nach Paris kommen, und die Pariser können wieder ruhig schlafen.

Folgende pikante Geschichte weiß eine französische Frauenzeitung ihren Lesertinnen zu erzählen: Im Anfang des verflohenen Sommers tauchte im Salon einer sehr bekannten Pariser Aristokratin, von der man weiß, daß sie in freundschaftlichen Beziehungen zur Kaiserin Eugenie steht, ein junger Mann auf, über dessen Antecedentien ein geheimnißvoller Schleier ruhte. Dieser Umstand und auch das unheimlich fesselnde Aeußere des Fremden machten ihn in kurzer Zeit zum Gegenstand des allgemeinen Interesses. Besonders aber erwarteten sich die Damen für den blaffen, schwarzlockigen Jüngling, der mit seinen großen, melancholischen, von langen Wimpern verhüllten Augen und seinem träumerischen Wesen gar nicht in die lebenslustige Gesellschaft paßte. Die Herzogin von T. . . , in deren Hause er weilte, behandelte ihn mit auffallender Liebenswürdigkeit, um nicht zu sagen — Zärtlichkeit, wie die standalsüchtige Welt anzunehmen geneigt war. Wer aber genauer beobachtete, mußte erkennen, daß die vornehme, schon ziemlich bejahrte Dame ihrem jungen Gast nichts als eine wahrhaft rührende mütterliche Hineigung entgegenbrachte. Sie nahm ihn dann mit nach Trouville, wo er ebenfalls in ihrer Villa logirte und hier spielte sich ein kleines Drama ab, das den anderen Gästen verrieth, wer Emanuel de S. in Wirklichkeit war. Unter dem Namen Flor, der die Villa Beriane mit seiner Gegenwart zierte, befand sich auch eine ungewöhnlich hübsche Parierin, die vom Scheitel bis zur Sohle, von bezauberndem Wesen — mit einem Wort, eine gefährliche Kokette. Trotz ihrer dreißig Sommer oder mehr gelang es ihr, den melancholischen Jüngling derart zu umstricken, daß er eines Tages seiner mütterlichen Freundin rund heraus erklärte, die charmante Clemence heirathen zu wollen. Bestürzt machte ihn die Herzogin darauf aufmerksam, daß der Gegenstand seiner plötzlichen Leidenschaft eine Verion ohne Familie sei. „Du weißt“, sagte sie, „daß Deine Großmutter Dich mir anvertraut hat und daß sie es mir nie vergeben würde, wenn Du unter meinem Dach ein Verhältniß antnippstest, das niemals zu einer Heirath führen dürfte. Alle Clemence ist keine Gattin für Dich. Sie soll heute noch aus dem Hause.“ Eine Stunde später sah die schöne Clemence bereits in dem Gänge nach Paris und Emanuel de S. . . schloß sich in sein Zimmer, wo man ihn stundenlang seufzen und stöhnen hörte. Am andern Tage äußerte man sich zu, daß der geheimnißvolle Jüngling Niemand anders sei, als der natürliche Sohn des in Afrika gefallenen Prinzen Louis Napoleon und der Enkel der unglücklichen Kaiserin Eugenie, die etwas spät angefangen hat, eine großmütterliche Liebe für das bis dahin verachtete und verlassene Kind der lieblichen Lottie Watfins zu empfinden. Wie bekannt sein dürfte, war die einzige Liebe, des Prinzen Lulu eine arme englische Gouvernante, die er eines Tages auf einer Eisenbahn bei London kennen lernte. Lottie Watfins, die Tochter eines Westend-Schneiders, wußte nicht, wen sie in dem traurigkündenden jungen Franzosen vor sich hatte. Sie schenkte ihm ihre Liebe und erst am dem Tage, als er Abschied von ihr nehmen mußte, gestand er ihr, wer er war und weshalb er sich gezwungen sah, sie zu verlassen. Louis Napoleon ging nach dem Zulande, um sein junges Leben zu opfern. Nach dem Tode ihres Sohnes hörte Kaiserin Eugenie von der traurigen

Lage der inzwischen Mutter gewordenen Lottie Watfins. Sie glaubte für das unglückliche Mädchen genug zu thun, indem sie einem gewissen Walter Kelly eine verhältnißmäßig geringe Geldsumme schenkte, wofür er sich verpflichtete, Lottie zu heirathen und ihren Knaben zu adoptiren. Kelly farb 1879 im Brampton-Hospital an der Schwindsucht und seine Wittve, die nun für sich und das Kind den Lebensunterhalt verdienen mußte, nahm eine Stellung in Australien an und gab den Knaben zu einer Miß Martin in Pension. Mehrere Jahre später erchien eines Tages ein fremder Herr in Blackheath und nahm Willie Kelly mit sich nach Frankreich, wo er ihn im St. Nicolas-College in Jffly bei Paris unterbrachte. Hier besuchte ihn die Kaiserin, nachdem sie von dem Tode der armen Lottie Kenntniß erhalten hatte, und offenbarte ihm den wahren Namen seines Vaters. Wenn sie aber geglaubt hatte, den schlummernden Geist ihres Enkels, den man im Institut nur den Träumer nannte, mit dieser Enthüllung zu wecken, so sah sie sich getäuscht. Jetzt, da nun seine Erziehung beendet ist, begt Eugenie nur den einen Wunsch, den Sohn ihres unvergeßlichen Lulu mit einer wirklichen Prinzessin zu verheirathen, als deren Gemahl er dann berechtigt ist, seine Ansprüche auf den französischen Thron, sobald sich eine Gelegenheit dazu bietet, geltend zu machen. Diesem spät anerkannten Enkel gedenkt die Kaiserin auch ihr Vermögen zu hinterlassen, was jedoch nicht geschehen wird, wenn er die oben erwähnte Heirath schließen sollte.

Vom Büchertisch.

— Das Deutsche Kaiserpaar im Heiligen Lande Gegen Ende Oktober wird ein Werk erscheinen, das der weitesten Beachtung schon um deswillen sicher sein wird, weil dasselbe mit Allerhöchster Ermächtigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs bearbeitet ist und Begebenheiten berührt, die fortdauernd und lebhaft das öffentliche Interesse bewegen. Es ist das Werk „Das Deutsche Kaiserpaar im Heiligen Lande im Herbst 1898.“ Mit Allerhöchster Ermächtigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs bearbeitet nach den authentischen Berichten und Akten.“ Es wird im Verlage der königlichen Hofbuchhandlung, von C. S. Mittler u. Sohn in Berlin erscheinen und gegen 400 Druckseiten in groß Oktav umfassen, 75 Abbildungstafeln mit 97 Abbildungen, ferner Zeichnungen im Text und zwei Karten enthalten. Den Verlauf der Palästina-Reise Ihrer Majestäten, ihre Begebenheiten zu berichten und dem deutschen Volke als ein würdiges Blatt seiner Geschichte getreu zu überliefern, diese Aufgabe hat sich das obige Werk gestellt, welches zu schaffen die berufensten Kräfte, Kenner des Landes und Teilnehmer jener Ereignisse, die diesen am nächsten standen, sich unter dem Vorsitze des Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenraths D. Dr. Barthhausen vereinigt haben; die Gesamtredaction wird von Regierungs- und Schulrath Mühlmann in Merseburg, der durch langjährigen Aufenthalt im Orient und seine Studien als Kenner und Förderer der Sache zu dieser Ausgabe vornehmlich berufen war, besorgt. — Die Reise unseres Deutschen Kaiserpaars nach dem Heiligen Lande ist ein viel bedeutenderes Ereigniß als die gleichzeitigen Berichte oder die einzelner Augenzeugen es kennzeichnen können. Das Ziel der Verlauf dieser Reise erheben sie zu einem Ereigniß von nationalem, ja von weltgeschichtlichem Werthe. Gläubiges Verlangen, die heiligen Stätten zu sehen und die Lebensspuren des Heilands sich zu vergegenwärtigen, hat die Schritte unseres Kaiserpaars nach Palästina gelenkt; das Tagebuch seines Vaters, der als Kronprinz hier verweilt, hatte unserm Kaiser die ergreifenden Eindrücke, die er dort empfing, geschildert. Von Niemand lieber als von unserem Kaiserpaar läßt man sich daher berichten, wie es im heiligen Lande verweilt und was es dort erlebt hat; ebenso gern aber auch, wie sehr es alle Liebeswerke der Christenheit dort fürsorglich und herzensgütig durch Zuspruch gestärkt und zu freudigem Schaffen und Wirken ermutigt hat; aber darüber noch hinaus haben Kaiser und Kaiserin der Welt durch ihr eigenes christlich gläubiges Bekenntnis ein Vorbild gegeben, das zu beherzigen und in Ehren zu bewahren das deutsche Volk freudig bereit sein wird. Das Werk soll ein nationales Gedächtnisbuch sein und wird zugleich zu einem christlichen Erbauungsbuch, denn es berichtet von edlen erhabenden Werken, die unserem Volke und unserem Glauben wohlthun und deren Gedächtniß im Volke bewahrt bleiben muß. So hat es Anspruch, auch ein Hausbuch zu sein. Es darf auch ein Palästina-Werk genannt werden, indem es die heiligen Stätten alle schildert, wie sie vom Kaiserpaare und von denen, die zu dieser Fahrt eingeladen waren, besucht und geehrt wurden; ein Gedenkbuch für Alle, die das heilige Land aus eigenem Augenschein kennen, und ein Legebuch für Alle, die es in christlichem Geiste kennen lernen wollen, ein Vorbereitungsbuch für Alle, die selbst dahin zu pilgern trachten. Die Ausstattung des Werkes wird dieser Bestimmung entsprechen. Nicht weniger als 97 zumeist vollstetige Abbildungen, von denen mehrere auch den Aufnahmen der Kaiserin entnommen werden durften, werden das Werk zieren. Außer der allgemeinen Ausgabe wird auch eine Prachausgabe in größerem Format zu beziehen sein.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. — Druck und Verlag von Otto Tietze, Halle (Saale), Verlagsort. 87.



Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Herausgegeben von Landes-Oekonomierath G. von Mendel-Steinfels zu Halle (Saale).

Wahnung zur Pflege und Düngung der Wiesen im Herbst.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die heimische Landwirthschaft infolge des Ausbleibens der Rente aus dem Geringfügigen heutzutage ganz besonders ihr Augenmerk auf die Ausdehnung und Förderung der Viehhaltung und Viehzucht richtet, so ist es um so unverständlicher, daß es noch immer ungehäufte Morgen von Wiesenflächen giebt, die sich, anstatt eine Quelle reichen und besten Futters zu sein, dadurch allein auszeichnen, daß sie jeglicher Pflege und Düngung entbehren und daher kaum nennenswerthe Erträge eines schlechten, dem Vieh unbeförmlichen und nährstoffarmen Heus liefern. Und doch ist durch die Praxis der Beweis hundertfach erbracht, daß gerade die Wiese für die ihr erwiesene Pflege und Düngung ganz besonders dankbar ist und diese wirthschaftlichen Maßnahmen vielfach besser lohnt als der Acker. Daher werden wir von unseren Wiesen nur dann hohe Erträge von bestem Heu erzielen, wenn wir, ebenso wie beim Acker, ihre Ertragsfähigkeit und Fruchtbarkeit durch entsprechende Maßnahmen der Pflege und Düngung dauernd zu erhalten suchen.

In Nr. 38 der „Mittheilungen“ haben wir bereits eingehend die Frage erörtert, inwiefern man durch Bewässerung den Wiesen eine pflegliche Behandlung zu Theil werden lassen, und welche günstigen Einflüsse eine solche bei richtiger Durchführung auf die Beschaffenheit und die Ertragsfähigkeit einer Wiese ausüben kann.

Da, wo man nun nicht in der Lage ist, seine Wiesenflächen bewässern zu können, weil es an dem erforderlichen fließenden Wasser fehlt, wird man die günstigen Wirkungen der Bewässerung auf andere Weise zu erzielen bemüht sein müssen. So wird man die Durchlüftung des Wiesenbodens, welche durch die Bewässerung so vorzüglich gelingt, auf nicht bewässerbaren Wiesen durch das Auflegen derselben herbeizuführen trachten. Es ist dies eine Maßnahme, deren Werth vielerorts noch nicht genügend erkannt ist, und die es doch allein ermöglicht, der Luft und mit ihr dem Sauerstoff durch die stark verfilzte Grasnarbe Zutritt in diejenigen Bodenschichten zu verschaffen, aus denen die Wurzeln der Wiesenpflanzen die zu ihrem guten Gedeihen erforderlichen Nährstoffe aufnehmen. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist in besonderer Maße abhängig von dem Grade der Einwirkung der atmosphärischen Luft auf die Bodentheile. Die Verwitterung dieser, die Löslichmachung ihrer für die Pflanzen wichtigen Nährbestandtheile, sowie die günstige Zersetzung der im Boden enthaltenen organischen Substanz regulirt sich nach dem schwächeren oder stärkeren Zutritt der atmosphärischen Luft in dem Boden. Letzterer ist, wie wohl auch heute noch geglaubt werden mag, keine todtte Masse, die den Pflanzen bloß als Standort dient, sondern er ist ein Gebilde voller Lebensäußerungen; aber die hier sich abspielenden Lebensvorgänge, welche für das Gedeihen der vom Landwirth angebauten Kulturpflanzen von allergrößter Bedeutung sind, können — und wir wollen hier wieder im Speziellen den Wiesenboden ins Auge fassen — nur dann vor sich gehen, wenn eine genügende Luftzuführung stattfindet. Auf Wiesen, auf denen durch eine zu dichte, filzige Grasnarbe das Eindringen des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft in jene Bodenschichten, in denen die Wurzeln der Süßgräser sich ausbreiten wollen, unmöglich geworden ist, müssen die Wurzeln der Süßgräser und guten Futterkräuter aus Mangel an Sauerstoff ersticken, absterben, was das Verschwinden dieser Wiesenpflanzen aus dem Bestande der Grasnarbe zur Folge hat. An ihrer Stelle finden sich sehr bald Hart- und Sauergräser ein, die ein Heu von wenig oder gar keinem Futterwerth liefern. Aus diesen Betrachtungen leuchtet ein, wie wichtig es ist, den unter der Wiesennarbe lauernden Wiesenboden vor Sauerstoffarmuth zu bewahren. Dies

wird man aber da, wo eine Durchlüftung desselben durch Bewässerung ausgeschlossen ist, am besten durch Auflegen der Wiesen erreichen.

Dem Ergehen der Wiesen im Herbst machte man früher wohl den Vorwurf, daß es den Wiesenpflanzen schädlich sei, und man meinte, daselbe dürfe nur im Frühjahr vorgenommen werden. Da aber gerade im Frühjahr die dazu erforderliche Zeit meistens fehlt, so ist das Eggen der Wiesen zum Nachtheil derselben dann vielfach ganz unterlassen worden. Die Erfahrung hat nun gezeigt, daß das Eggen im Herbst, kurz vor Eintritt des Winters, auch nicht schadet. Dem nicht hinwegzuleugnenden Umstande, daß durch das Eggen allerdings eine Anzahl Wiesenpflanzen aus dem Boden gerissen und so bloßgelegt werden, so daß sie leicht unter der Einwirkung der später eintretenden Fröste zu Grunde gehen, steht die wichtige Thatsache gegenüber, daß die Wiesenpflanzen, ebenso wie unsere Winterfrüchte, eine recht bedeutende Reproduktionskraft besitzen. Diese befähigt sie, die durch das Eggen entfallenden Schädigungen im Frühjahr sehr bald wieder vollständig auszugleichen.

Dieses Reproduktionsvermögen der Wiesenpflanzen wird nun selbstverständlich am stärksten zur Geltung kommen, wenn man dafür sorgt, daß dieselben im Boden genügende Mengen mineralischer Nährstoffe zur Aufnahme und Bildung von Pflanzenzuchtstoffen vorfinden. Als den besten und werthvollsten Wiesendünger, ja als einen „Spezialdünger“ für Wiesen, haben wir in erster Linie einen richtig bereiteten Kompost anzusehen. Derselbe wirkt nicht nur durch seine düngende Kraft auf die Ertragsfähigkeit der Wiese ein, sondern dieselbe erfährt durch eine Kompostierung auch besonders günstige Veränderungen in ihrem physikalischen Zustande. Man wird durch die Verbindung der beiden kulturellen Maßnahmen, des Auflegens der Wiesen und des Kompostirens derselben, gerade den günstigsten Einfluß auf die Ertragsfähigkeit ausüben vermögen.

Was nun die Düngung der Wiesen insbesondere betrifft, so zeigen immer neue Versuche, daß es nicht schwer ist, durch genügende Zuführung von mineralischen Düngestoffen, nämlich Kalk, Phosphorsäure und Kali, auf vielen Wiesen den Ertrag auf das Doppelte und Dreifache der Menge an Heu zu steigern, welche dieselben ohne Düngung lieferten. Daß durch eine zweckmäßige Düngung auch die Qualität des Heus sich verbessert, daselbe nährstoffreicher und dadurch werthvoller für die Fütterung des Viehbestandes wird, darf dabei auch nicht unberücksichtigt bleiben.

Eine besondere Aufgabe bei der Düngung der Wiesen fällt auch dem Kalk zu, weil er nicht nur ein notwendiger Nährstoff der Pflanzen ist, sondern für die Wiesenkultur einen noch höheren Werth als Meliorationsmittel besitzt. Ueberall da, wo wir in dem Wiesenbestande saure oder Halb-Gräser beobachten, muß allen übrigen Düngungsmaßnahmen eine genügend starke Kalkung des Wiesenbodens vorausgehen. Das Auftreten der sauren Gräser, sowie das Verschwinden der werthvollen Süßgräser und das gänzliche Fehlen der stickstoffammelnden Leguminosen sind ein unverkennbares Zeichen dafür, daß der Wiesenboden saure Beschaffenheit angenommen hat, ein Zustand, welcher die Produktion eines guten, nährkräftigen Heus ausschließt. Eine genügend starke Kalkdüngung schafft in solchen Fällen sehr bald die Säure des Bodens hinweg, in dem der Kalk sie chemisch bindet und dadurch unschädlich macht. Außer daß nunmehr die Süßgräser wieder in den Vordergrund treten, erfährt durch eine Kalkdüngung auch das Auftreten der kräftigen Wachsthum der stickstoffammelnden Pflanzen die beste Förderung.



Neben der Kalkung kommt dann namentlich die Zufuhr von Phosphorsäure in Frage, von der man in Form von Thomaspophosphatmehl lieber etwas zu viel als zu wenig geben sollte.

Die Nothwendigkeit der Kalidüngung wird man im Allgemeinen schon aus den jeweiligen Bodenverhältnissen ableiten können. Unter allen Umständen muß aber ein Versuch mit Kali angestellt werden, um sicher entscheiden zu können, ob eine Düngung damit von Wirkung ist, oder ob die Wirkung ausbleibt.

Ein stetiger Erfolg von der Düngung mit Phosphorsäure und Kali ist aber nur dann zu erwarten, wenn diese Maßregel alljährlich vorgenommen wird, so daß die Wiesenflora auch in jedem Jahre genügende Mengen dieser Stoffe vorfindet und dadurch in ihrer Produktionsfähigkeit sich gleich bleibt.

Wir möchten zum Schluß unserer Ausführungen noch durch einige neuere Beispiele den wirtschaftlichen Werth einer richtig ausgeführten Wiedendüngung beleuchten.

Im Kreise Lennep (Rheinprovinz) stieg der Ertrag einer Wiesenfläche in Folge der Kaliphosphatdüngung von 44 auf 150 Ctr., und bei einer anderen von 47 auf 170 Ctr.

Bei 32 Düngungsversuchen im Großherzogthum Baden wurde der Ertrag an Heu in 20 Versuchen in zwei aufeinander folgenden Jahren durch die Waage festgestellt. Die Mehrrente betrug im Durchschnitt gegen ungedüngt in beiden Jahren zusammen 84 Ctr. Heu auf den Hektar. Die Düngungskosten bezifferten sich nach den heutigen Preisen auf etwa 26,40 Mk. auf den Hektar, sodaß 1 Ctr. Mehrertrag, von der besseren Beschaffenheit des Heus ganz abgesehen, auf 32 Pfg. zu stehen kommt!

Der Beispiele und Zahlen dieser Art könnten wir noch viele hier anführen; aber die Ergebnisse der mitgetheilten Versuche lassen schon zur Genüge die große Bedeutung sowohl der Pflege, wie auch namentlich der rationellen Düngung der Wiesen erkennen.
Dr. R. Bruhne.

Obstaufbewahrungsmethoden.

Versuche, Winterobst durch geeignete Aufbewahrung lange frisch und unverändert in Form und Geschmack zu erhalten, sind wohl von verschiedenen Seiten im Einzelnen schon gemacht worden; jedoch wurden die dabei gewonnenen Ergebnisse weiteren Kreisen nur durch Berichte bekannt gegeben. Anders verhält es sich mit den Versuchen, welche zur Prüfung der verschiedenen Obstaufbewahrungsmethoden seitens des Hessischen Landwirtschaftsraths ausgeführt wurden, deren Ergebnisse auf der Ausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Frankfurt a. M. den Besuchern derselben aus allen deutschen Gauen in natura vor Augen geführt wurden. Wer die vom Hessischen Landwirtschaftsrath in Frankfurt a. M. Anfang Juni d. J. ausgestellten Äpfel der 1898er Ernte gesehen hat, muß zugeben, daß es durch passende Aufbewahrungsmethoden wohl möglich ist, einen richtig gekühten und mit der nöthigen Vorrichtung behandelten Winterapfel verhältnismäßig lange gut genießbar zu erhalten.

Da die Ergebnisse der genauen Prüfung der verschiedenen Obstaufbewahrungsmethoden auch unsere obftantreibenden Landwirthe interessieren dürften, wollen wir nicht unterlassen, über den Ausfall der Prüfung nach der Zeitschrift des landw. Vereins f. d. Großherz. Hessen hier kurz zu berichten.

Zum Zwecke der Prüfung wurden in jeder der drei Provinzen des Großherzogthums Hessen im Herbst 1898 durch die landw. Provinzialvereine, in Oberhessen durch den Oberhessischen Obstbauverein je 160 Pfd. (in der Provinz Starkenburg nur 100 Pfd.) der Apfelsorten: Kanada-Keinette, Rother Eiser-Apfel, Champagner-Keinette angekauft und in vier gleichen Theilen nach folgenden Methoden bis zum Ausstellungstermine aufbewahrt:

1. die Früchte in Seidenpapier eingewickelt, im Obstkeller auf Hürden gelagert, aber nicht verpackt;
2. die Früchte nicht eingewickelt, in Torfmull in Kisten verpackt. Aufbewahrung der Kisten im Keller;
3. die Früchte in Seidenpapier eingewickelt und in Torfmull in Kisten verpackt. Aufbewahrung der Kisten im Keller;
4. die Früchte in Seidenpapier eingewickelt und in Torfmull in Kisten verpackt. Die Kisten im Erdboden eingegraben.

Außer den obgenannten Sorten sind seitens des Oberhessischen Obstbauvereines je 100 Pfd. der Sorten: Anhalter, Weißer Mat-Apfel, Große Kasseler Keinette, Boiken-Apfel, Rgl. Kurzstiel, Brauner Mat-Apfel und Rother Stettiner nach obigem Verfahren aufbewahrt worden.

Die Ergebnisse der Aufbewahrung sind in nachfolgender Tabelle zusammengestellt. Von 100 Gewichtstheilen sind am Tage vor der Eröffnung der Ausstellung, an welchem die Verpackung vorgenommen wurde, noch ausstellungsfähig und zur Ausgehellung gelangt: (Siehe nebenstehende Tabelle.)

Am besten bewahrt hat sich die Aufbewahrung der in Seidenpapier eingewickelten Äpfel mit Torfmull in Kisten verpackt, wenn letztere im Erdboden vergraben (ca. $\frac{1}{2}$ m mit Erde bedeckt) waren. Diese Aufbewahrungsmethode hat sogar bei den drei Hauptversuchsorten (Champagner-Keinette, Eiser-Apfel und Kanada-Keinette), wenigstens in Oberhessen und Rheinhausen, ganz ausgezeichnete

Sorte	Früchte in Seidenpapier eingewickelt und im Keller auf Hürden gelagert	Früchte ungewickelt mit Torfmull in Kisten verpackt, Kisten im Keller aufbewahrt	Früchte in Seidenpapier eingewickelt, m. Torfmull in Kisten verpackt, Kisten im Keller aufbewahrt	Früchte in Seidenpapier eingewickelt, m. Torfmull in Kisten verpackt, Kisten in Erde eingegraben	Ausstellungsfähige Früchte in Proz.			
					Starkenburg:			
Kanada-Keinette	17	31	41	47	Rheinhausen:			
Champagner-Keinette	30	62	63	81	Oberhessen:			
Bohn-Apfel	42	55	58	55	Starkenburg:			
Kanada-Keinette	32	33	24	—	Rheinhausen:			
Eiser-Apfel	27	24	86	80	Oberhessen:			
Champagner-Keinette	32	57	80	84	Starkenburg:			
Kanada-Keinette	52	41	63	85	Rheinhausen:			
Eiser-Apfel	69	71	68	81	Oberhessen:			
Champagner-Keinette	71	85	85	90	Starkenburg:			
Brauner Mat-Apfel	—	—	—	28	Rheinhausen:			
Rother Stettiner	—	—	—	56	Oberhessen:			
Boiken-Apfel	58	65	68	72	Starkenburg:			
Kasseler Keinette	50	50	55	64	Rheinhausen:			
Weißer Mat-Apfel	—	43	8	48	Oberhessen:			
Rgl. Kurzstiel	—	—	30	13	Starkenburg:			
Anhalter	34	57	46	4	Rheinhausen:			

Resultate und bei den minder haltbaren Obstsorten immer in die höchsten Prozentzahlen ergeben. Sie kann sehr wohl zur Anwendung empfohlen werden und dürfte vor den anderen Aufbewahrungsmethoden namentlich dann Vortheil bieten, wenn es sich um recht lange Aufbewahrung in die warme Jahreszeit hinein handelt, wo die gleichmäßig kühle Untererde-Temperatur zur Geltung kommt. Ihre Anwendung ist verhältnismäßig einfach und wenig kostspielig. Erforderlich für das Gelingen ist freilich Auswahl tadelloser Äpfel, sorgsame Verpackung und Vergrabung.

Auch schon die einfache Verpackung der Äpfel mit Torfmull in Kisten hat bei einigen Sorten günstige Erfolge erwiesen. Hierbei hat sich das Einwickeln der Früchte in Seidenpapier fast durchweg vortheilhaft gezeigt.

Dagegen hat die übliche freie Lagerung auf Hürden im Keller, obwohl die Früchte in Seidenpapier verpackt waren, bei so langer Aufbewahrungsdauer fast durchweg wesentlich schlechtere Resultate ergeben, wenn schon die in Oberhessen selbst mit dieser Methode bei einigen Sorten erzielten Ergebnisse Beachtung verdienen.

Was die Obstsorten anlangt, so haben sich die drei für den Versuch von vornherein ausgewählten Sorten (Champagner-Keinette, Eiser-Apfel und Kanada-Keinette) am haltbarsten gezeigt. Das ist um so erfreulicher, als die drei Sorten in Hessen gut gedeihen, große Verbreitung haben und drei verschiedenen Anbauzwecken entsprechen. Die Champagner-Keinette ist als Straßen-Apfel, der Eiser-Apfel (Paradies-) als ertragreicher

Wirtschafts-Apfel, die Kanada-Reinette als ausgezeichnete Tafel-Apfel vorthellhaft bekannt. Nach diesen kamen in der Haltbarkeit: der Boiken-Apfel, Kasseler Reinette, Anhalter, Rheinischer Bohn-Apfel und Rother Stettiner. Sehr schlecht gehalten haben sich der Weiße und Braune Mat-Apfel.

Leider stimmen die Versuchsergebnisse in den drei Provinzen nicht überall überein. Inwieweit hieran Sorgfalt der Aus-

wahl, Verpackung und Aufbewahrung oder natürliche Qualität und Haltbarkeit des Obstes schuld ist, wird schwer zu entscheiden sein.

Zu beachten sei ferner, daß die Früchte bei der Dorfaufbewahrung fast durchweg normales Aussehen, Farbe und Geschmack behielten.

Selbsthilfe.

Von berufenen und unberufenen Rathgebern wird den deutschen Landwirthen, die so schwer unter der Ungunst der Zeitverhältnisse leiden, stets die „Selbsthilfe“ als alleiniges und bestes, weil für die Allgemeinheit wohlfeilstes Heilmittel empfohlen. Wenn man auf die Fortschritte sieht, welche in der Betriebsweise des landwirtschaftlichen Gewerbes gemacht sind und fortbauend gemacht werden, so wird kein unbefangener Sachverständiger ableugnen können, daß die deutschen Landwirthe im Allgemeinen auf diesem Gebiet sich schon so fleißig selbst zu helfen suchen, wie es nach der Lage der ungünstigen Arbeiter- und Einkommensverhältnisse irgend möglich ist. Aber noch auf einem anderen Gebiete kann und muß die „Selbsthilfe“ eingesetzt werden. Der einzelne Landwirth, besonders der mittlere und kleine, ist schuldig den Ausbeutungsgehrn der Zwischenhändler, der Geldgeber u. A. ausgesetzt, es ist für ihn durchaus geboten, sich mit möglichst vielen seiner Berufsgenossen enge zusammenzuschließen, um sich so die Vortheile eines wohlfeilen und reellen Einkaufs, eines billigen Meliorations- und Personalkredits und einer besseren Verwertung seiner Erzeugnisse zu sichern. Es ist ja auch auf diesem Gebiete der Selbsthilfe in letzter Zeit bereits recht viel und Erfreuliches geleistet worden, wie die stark steigende Zahl der landwirtschaftlichen Genossenschaften zu den verschiedensten Zwecken beweist. Sehr gute Erfolge hat das Genossenschaftswesen besonders auch auf dem für die Landwirtschaft so wichtigen Gebiete des Molkereibetriebes erzielt, aber es bleibt trotzdem gerade hier noch viel zu thun. Allerdings werden die zu einer Molkerei-Genossenschaft vereinigten kleineren Milchviehbesitzer für ihre Butter einen besseren und sichereren Absatz gewinnen, als wenn sie einzeln mit ihrer kleinen Produktion auf den Markt kommen, aber auch große Genossenschaftsmolkereien bilden jede für sich noch keinen genügenden Machtfaktor, der sich auf den Hauptmarktplätzen den so sehr notwendigen Einfluß auf die ganz im Argen liegenden Preisnotirungen und eine rücksichtsvolle Behandlung von Seiten der Großhändler erzwingen kann. Ebenso wie sich große industrielle Werke noch zu Kartellen vereinigen, müssen auch die Molkereibetriebe sich zu ausgedehnten Verkaufsverbänden zusammenschließen. Die Vortheile, welche diese Verbände den angeschlossenen Molkereien gewähren, stellt der bekannte Herr Martin für seinen westpreussischen B. Verkaufsverband in nachstehenden vier Punkten zusammen:

1. Der Verband gewährt seinen Mitgliedern die Sicherheit, ihre Molkereierzeugnisse, insbesondere ihre Butter, stets nach deren wahren Werth bezahlt zu erhalten, indem er die Möglichkeit ausschließt, daß auf Grund angeblicher Mängel (was seitens der Händler, besonders in Zeiten reichlicher Zufuhr häufig geschieht) Abzüge gemacht oder die Einsendungen zur Verfügung des Einsenders gestellt werden.

2. Der Verkauf durch den Verband schließt jede Möglichkeit eines aus dem Verkauf sich ergebenden Verlustes für die Verbandsmitglieder aus.

3. Der Verband ist seinen Mitgliedern, soweit erforderlich, durch unparteiische Prüfung ihrer Erzeugnisse und durch entsprechende Rathschläge und Vermittelungen zur Herstellung besserer, marttgängigerer Waare behilflich.

4. Der Verband verwohlfeilert seinen Mitgliedern den Bezug allgemeiner landwirthschaftlicher Bedarfsgegenstände, wie Salz, Tonnen, Pergament-

papier (und dergl.), ebenso auch von neuen Einrichtungsgegenständen, wie Milch- oder Rahmerhigern u. dal.

Daß solche großen Verbände unter den leider noch immer ganz unzuverlässigen Notirungen an den größten Marktplätzen, welche dem Molkereigewerbe so schweren Schaden zufügen, nicht mit zu leiden haben, geht am besten aus der bekannten Thatsache hervor, daß die Verbandsmitglieder größtentheils wesentlich höhere als die notirten Höchstpreise erzielen. (Für die besten Marken des obengenannten Verbandes giebt Herr M. die Differenz zu ihren Gunsten auf 9 Mk. an.) Um das Notirungsunwesen und den dadurch ausgeübten Preisdruck ganz zu beseitigen, ist es dringend notwendig, daß sich möglichst alle Molkereien den bestehenden Verkaufsverbänden anschließen, oder neue begründen, wo es nöthig sein sollte. Leider hat es den Anschein, als wenn gerade die Landwirthe vielfach noch immer nicht die Vortheile eines engen und fest organisirten berufsgenossenschaftlichen Zusammenschlusses genügend zu würdigen wissen. Lebhaftige Klage führt der wohlbekannte Herr Oekonomierath Peterien besonders darüber, daß sich zahlreiche Molkereibesitzer wohl vorübergehend, namentlich wenn sie einmal Differenzen mit ihren Abnehmern gehabt haben, dem Verkaufsverbände (Ostholsteinischer Molkereiverband) anschließen, daß sie aber nur zu häufig sich durch ausnahmsweise günstige Umwertungen von Händlern verleiten lassen, der gemeinsamen Sache untreu zu werden und wieder direkt mit jenen in Verbindung zu treten. Gerade jetzt im Herbst, bei abnehmender Produktion und steigender Konjunktur ist es dem Händler besonders leicht, einmal besondere Vorzugspreise anzubieten, um neue Lieferanten anzulocken, die er dann später, wenn die Marktlage ungünstiger wird, sehr schnell wieder abzustoßen versteht. Dieser Handlungsweise unzuverlässiger Verbandsmitglieder ist es mit zuzuschreiben, wenn der Ostholsteinische Molkereiverband am 16. August in Hamburg nur noch 224 Fässer Butter von 53 Einsendern zur Auktion stellen konnte, während er z. B. am 31. Mai 1908 von 68 Theilnehmern am Plage hatte. Dieses Verhalten derjenigen Molkereibesitzer, die in waarenreicher Zeit, wo die Nachfrage ruht, ihre Butter zur Auktion schicken, in der jetzigen knappen aber Gebote des Händlers direkt annehmen, muß natürlich zunächst den Verband aufs Schwerste schädigen, weil er dadurch in die ungünstige Lage kommt, seine Kunden, die er mit den großen Sommervorräthen herangezogen, nicht mehr befriedigen zu können. Schließlich aber muß der Schaden, den man um eines geringen und vorübergehenden Vortheils willen dem Verband der Berufsgenossen zufügt, auf die Gesamtheit und nicht zuletzt auf die so inkommentmäßig handelnden Molkereibesitzer zurückfallen. Es ist wirklich im Interesse des ganzen Gewerbes aufs Lebhafteste zu beklagen, daß der „Korpsgeist“ bei den Landwirthen trotz aller Bemühungen noch immer nicht besser entwickelt ist. Ehe das „Einer für Alle, Alle für Einen“ nicht der Gesamtheit der Landwirthe in Fleisch und Blut übergegangen ist, bevor sie nicht in rein wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Fragen alle einmütig zusammenhalten, werden sie weder hier noch dort zu maßgebendem Einfluß gelangen, und man wird ihnen an dieser Stelle immer noch mit Recht den Vorwurf machen können, daß sie die „Selbsthilfe“ nicht genügend zur Anwendung brächten.

B. L.

Fragekasten.

Frage. Fischereirecht. Ist die Gemeinde berechtigt, die Fischerei an meiner Wiege zu verpachten, welche vom Fluße getrennt am Mühlengraben liegt? Der Mühlengraben ist ungefähr 1 Kilometer lang und fließt wieder in den Fluß zurück. Ich bin theilweise an beiden Seiten des Mühlengrabens Eigentümer der Wiege. Bin ich nun auch berechtigt, an meiner Wiege die Fischerei selbst auszuüben oder nicht?

Antwort. Es kommt darauf an, ob sich die gegenüberliegenden Ufer des Mühlengrabens in ununterbrochener Erstreckung auf mindestens 500 Meter in Ihrem Eigenthum befinden. Wodann muß auf Ihren Antrag durch Beschluß des Kreis Ausschusses aus den entsprechenden Fischereirecht einschließend des etwa überrückenden, nur an einem Ufer vorhandenen Bestandes ein selbständiger Fischereibeizfeld gebildet werden. (§ 4 des Gesetzes vom 30. 6. 94.) Unab-

hängig von diesen Bedingungen kann der Kreisauschuss auch für kürzere Strecken und nur für ein Ufer nach Anhörung des Oberfishmeisters einen selbständigen Fischereibezirk bilden, wenn er dieses im fishereiwirtschaftlichen Interesse für zulässig erachtet. (§ 5 a. a. D.) Nur wenn Ihr Uferbezug einen selbständigen Fischereibezirk bildet, sind Sie auf ihm die Fischerei auszuüben befugt.

Frage. Gültigkeit eines Kaufgeschäftes. Ich kaufte hier einen Boiten Lämmer mit der Vereinbarung, selbige am 1. November d. J. abzunehmen. Verkäufer hatte nun Gelegenheit, den bedungenen Preis schon jetzt von einem anderen Käufer zu erhalten und gab demselben die Lämmer mit der Begründung, ich bezahle kein Gewerbe und infolgedessen sei das Kaufgeschäft nicht rechtsgültig. War Verkäufer hierzu berechtigt und wie fange ich die Sache an, um zu meinem Rechte zu kommen?

Antwort. Jeder Vertrag, dessen Objekt mehr wie 150 Mk. beträgt, muß schriftlich abgeschlossen werden, es sei denn, daß ein

Handelsgeschäft vorliegt. Letzteres ist der Fall, wenn entweder wenigstens einer der beiden Vertragsschließenden ein Handelsmann (Kaufmann) ist oder wenn der Käufer die Sachen gekauft hat, um sie weiter zu veräußern (sogen. Spekulations-Einkauf). Ist also in Ihrem Falle der Verkäufer ein Handelsmann oder haben Sie die Lämmer gekauft, um sie weiter zu veräußern (s. B. nachdem sie gemästet), so liegt ein Handelsgeschäft vor, welches nicht schriftlich abgeschlossen zu werden brauchte. Als Handelsgeschäft ist dagegen der Kauf nicht anzusehen, wenn Sie in erster Linie die Lämmer zur Zucht gekauft haben. Liegt ein Handelsgeschäft vor, so können Sie, wenn der Verkäufer am 1. November nicht liefert, gegen ihn auf Erfüllung des Vertrages nebst Schadenersatz wegen verspäteter Erfüllung oder auf Schadenersatz wegen Nichterfüllung klagen. Sie können dann auch vom Vertrage abgehen, gleich als wenn derselbe nicht geschlossen wäre. Ist aber ein Handelsgeschäft nicht vorhanden, so findet aus dem formungültig geschlossenen Vertrage keine Klage auf Erfüllung statt.

Kleinere Mittheilungen.

Entscheidungen des Reichs-Verficherungsamtes. 1. eine Ehefrau, die ihren Ehemann in der von ihm gegen Bauhallon übernommenen Gutsarbeit vertrat, damit er anderen Gutsarbeiten nicht entzogen werde, nicht als Gehilfin des Ehemannes, sondern als eine unmittelbar von der Guts herrschaft beschäftigte Lohnarbeiterin angesehen worden.

2. Eine ständige Gutsarbeiterin, die auf Anweisung des Dienstherrn die kleinen Kinder der auf Arbeit abwesenden Gutsleute in ihrer Wohnung und innerhalb des Gutsgebietes wartet, ist versicherungspflichtig.

Die Hinterbliebenen des Arbeiters B. hatten, nachdem die Ostpreussische landw. Berufsgenossenschaft die Gewährung einer Rente abgelehnt und sich auf erhobene Verurteilung des Schiedsgericht in gleicher Richtung schlüssig gemacht hatte, sich mit dem Refusur an das Reichs-Verficherungsamt gewendet. Es erkannte zu Gunsten der Kläger. Das Refusurgericht sah als erwiesen an, daß B., als er am 9. September 1895 im Auftrage des Aderbürgers S. Ziegeln nach Schippenbeil fuhr, unterwegs vom Wagen gestürzt, überfahren und hierdurch getödtet ist. Allerdings war B. stark betrunken, allein er handelte, wenn er sich vor oder während der Zeit durch übermäßigen Genuß berausender Getränke in einem Zustand brachte, der ihn den Betriebsgefahren in erhöhtem Grade aussetzte, für die rechtliche Beurteilung des Falles nur grob fahrlässig. Es liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß er den Unfall vorsätzlich herbeigeführt hat. Nur in diesem Falle, nicht aber durch noch so leichtsinniges Verhalten wird nach der Ansicht des Gesetzes der Anspruch auf Unfallentschädigung verwirkt. Besteht somit ein Anspruch der Hinterbliebenen auf Entschädigung an sich, so ist diese auch von der Beklagten und nicht von der Fuhrwerks-Berufsgenossenschaft zu leisten. Der Arbeitgeber des B. hatte zur Zeit des Unfalles einen selbständigen, gewerbsmäßigen Fuhrwerksbetrieb nicht. Die von ihm betriebene Lohnfuhrwerkerei bildete nur einen Nebenbetrieb seines landw. Betriebes. Besondere Einrichtungen waren für den Fuhrwerksbetrieb nicht vorhanden, S. hat vielmehr die Fuhrren mit denselben Wagen geleistet, die er in der Landwirtschaft gebrauchte. Er hielt auch nicht mehr Pferde, als er zur Bewirtschaftung seines ländlichen Besitzthums gebrauchte. B. war zugleich landwirtschaftlicher Arbeiter und Kutscher bei den Lohnfuhrren und wurde je nach Bedürfnis bald in dem einen, bald in dem anderen Betriebe beschäftigt. Es bestand also jedenfalls ein enger wirtschaftlicher Zusammenhang zwischen der Landwirtschaft und dem gewerbsmäßigen Fuhrwerksbetriebe, zumal das Futter für die Pferde größtentheils aus dem landw. Betriebe des S. entnommen wurde.

Ein neues Flachsböhrverfahren. Nach einer seitens der Centralstelle für Honf- und Flachsbau in Deutschland zu Berlin-Schöneberg an den Vorstand des Ostpreussischen Landwirtschaftlichen Centralvereins ergangenen Mittheilung ist es ersterer gelungen, ein Böhrverfahren zu erfinden, das den Flachsbau zur einträglichsten aller Fruchtgattungen erhebt und ihm bald warme Anhänger auch in denjenigen Kreisen zuführen wird, die ihm bisher ganz fremd gegenüber standen. Die genannte Centralstelle führt dann in ihrer Mittheilung an den ostpreussischen Centralvereins-Vorstand weiterhin aus:

„Nach den Ergebnissen der auf Anordnung des königlichen Landwirtschafts-Ministeriums auf dem Etablissement der Laubaner Flachsbau-Genossenschaft zu Berberga in größerem Maßstabe ausgeführten Versuchsarbeiten liefert die Möhre durchschnittlich einen Reingewinn von 160 Mk. pro Morgen, der bei vorzüglichen Gewächsen auf 200 Mk. und darüber hinaus leicht zu bringen ist.

Die Möhre wird in einfachen hölzernen Bottichen ausgefübrt, die am Boden ein perforirtes Dampfheizungsrohr erhalten, und sie voll-

zieht sich bei jedem Flachse mit apodiktischer Sicherheit in zwei Stunden.

Es ist einleuchtend, daß bei solchen Leistungen der Flachsbau überall dort eine allgemeine und umfangreiche Aufnahme finden wird, wo es gelingt, die Möhre einzuführen.

Mit dieser Neuerung, die auch dem nach alten Objervanzen ausgeübten noch bestehenden Flachsbau vollständig reformirt, wird gleichzeitig angestrebt, den im Sommer nöthigen Arbeitskräften durch die bewährte belgische Ausarbeitung des Flachses eine angenehme winterrliche Beschäftigung zukommen zu lassen, wodurch unzweifelhaft manche Uebelstände behoben werden, die heute drückend auf der Landwirtschaft lasten.

Zu bemerken ist noch, daß eine Entschädigung für die Benugung der Erfindung nicht beansprucht wird, da sie von der königlichen Staatsregierung erworben werden wird.

Zu allen etwa gewünschten weiteren Mittheilungen ist die Centralstelle für Honf- und Flachsbau, Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 33, gern bereit.

So aussichtsvooll diese Angaben für den deutschen Flachsbau klingen, so wird doch abzuwarten bleiben, was weitere sorgfältige Versuche mit dem neuen Möhrverfahren für Ergebnisse liefern.

Besichtigung der Centralstelle für Spiritusverwertung. Es lohnt sich, bei einem Besuche Berlins gegen Abend einmal bei der Spirituscentralstelle vorzusprechen. Die gewaltigen Räume erstahlen dann in vollem Glanze des Spiritusglühlichtes. Die schweren Sandsteintagepfeiler des modernen Kaufhauses sind mit eisernen Bändern umfaßt; an diesen sind die Helfstischen Lampen befestigt. Die Beleuchtung hat sich vollkommen bewährt; natürlich erfordert der Dienst der rechtzeitigen Füllung der zahlreichen Lampen eine geschickte Disposition. — Der Reiterparnis halber ist dem Personal die Möglichkeit gegeben, im Hause selbst einfache Mahlzeiten einzunehmen. Die hierzu geschaffene Kucheneinrichtung ist wiederum für Spiritus eingerichtet und hat sich auch durchaus bewährt.

Anzeigen.

Kieslager

zur Ausbeutung für Eisenbahnzwecke geeignet, werden von Kapitalfräntiger Baufirma gesucht.

Offerten unter „Kies“ an Rudolf Mosse, Halle a. S. erbeten.



Zum Bespritzen der Obstbäume, Heben, Kartoffeln etc. empfehle ich meine neue patentantlich gezeichnete Universal-Spritze.

Dieselbe eignet sich durch die auswechselbaren Mundstücke auch als Garten- und Feuerspritze. Prospekte portofrei.

Gustav Drescher, Halle a. S., a. n. s. Deliktsherft.

Alle Anzeigen,

welche für Landwirthe bestimmt sind, werden in fachgemässer Weise für sämtliche Zeitungen besorgt von dem

Special-Annoncen-Bureau für landw. Anzeigen

Otto Thiele,

Berlin SW., Bernburgerstrasse 3.